

# Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 23

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das Boot ist voll ...

Ist das Boot wirklich voll? Oder handeln und denken viele von uns, auch die, welche in Sicherheit und Wohlstand leben, aus Angst so abweisend? Warum wehren wir uns mit Händen und Füssen gegen Andersartige, gegen Minderheiten? Wie oft verdeckt das Argument der begrenzten Selbstversorgung unseres Landes andere, undefinierbare Ängste? Könnten Sie, könnte ich, könnten wir alle nicht auf dieses und jenes verzichten und davon abgeben? Müssen wir denn von allem und jedem zuviel haben? Haben, nur damit wir besitzen?

Zur Asylpolitik unseres Landes kann sich jeder stellen, wie er will. Das ist schliesslich verbürgtes Recht. Auch wenn gerade jetzt die Vorwürfe, unsere Grenzen seien vor einigen Jahrzehnten zu Todeslinien geworden, wieder laut werden...

Sollten wir aber nicht wenigstens für unsere eigenen Landsleute Platz haben? Oder Platz schaffen? Gerade jetzt werden, wieder einmal, Fahrende von Ort zu Ort weitergeschickt. Menschen mit Schweizer Pass, Menschen, die wie «normale Bürger» Steuern bezahlen und bei erreichtem Alter AHV beziehen. Reklamationen habe es gegeben, von Anwohnern der zur Verfügung gestellten Plätze. Reklamationen auch von Gartenbesitzern, die fehlende Salatköpfe und Rüeblizählten. Natürlich freut sich niemand über einen geplünderten

Garten. Aber «stibitzen» nur Fahrende? Vor einem Jahr hat ein Bauer unserer Region im Lokalblatt seine Mitbürger gebeten, doch nicht gerade Harasse mit Geklautem zu füllen. Im Wallis werden ausserhalb der Ortschaften liegende Kohlfelder mit Stacheldraht umzäunt, weil übers Wochenende und am Feierabend so viel gestohlen wird. Und dies bestimmt zu über 90 Prozent von Sesshaften, die es zudem gar nicht nötig hätten. Wieviel Prozent des Umsatzes wird von Warenhäusern und Geschäften des Detailhandels für Diebstahl auf die Verkaufspreise geschlagen? Wissen Sie es genau? Es ist jedenfalls nicht wenig!

Das zweite Argument, das ab und zu zu hören ist: Die hausen ja in Luxuswohnwagen, die von Super-Autos gezogen werden. Sie könnten sich also eine Wohnung

leisten. Müssen wir nicht respektieren, dass diese Menschen so leben wollen? Beneiden wir sie nicht manchmal sogar heimlich? Mit wieviel Durchhaltewillen sie doch ihr Leben bestreiten, trotz aller Unannehmlichkeiten und Schikanen, die ihnen bereitet werden! Dass sie den Wohnwagen mit bescheidenem Luxus einrichten – und ein gutes Auto brauchen, um ihren angestammten Platz in unserem Land zu erreichen, um ihn menschenwürdig und einigermassen behaglich zu gestalten, sollte uns in unseren wohnlichen Wohnungen selbstverständlich sein.

Streiten wir nicht mit ihnen darum, wer der bessere Schweizer ist! Schaffen wir endlich Plätze, wo unsere fahrenden Mitschweizer ihr Leben leben können!

Susi H.

## Eine echte Lebenshilfe

Zugegeben, ich hatte ein bisschen gejammert: Dass die Glyzinie dahinsieble, die Stachelbeeren den Wurm und die Dahlien die Schnecken hätten, worauf meine liebe Gartennachbarin unvermittelt, jedoch tröstend sagte: «Ja, aber dafür bist du gross.» Sie meinte es nicht so wie die Amerikaner, die sich «grand» fühlen, wenn sie den Nobelpreis gewonnen oder ihre Ligusterhecke tadellos geschnitten haben. Sie meinte es buchstäblich: gross gewachsen. Darum, fuhr sie in mein verdutztes Gesicht fort, könne ich auch im Garten problemlos Hosen tragen, und überhaupt hätten es die Grossen immer leichter im Leben, wohingegen sie ...! Sie ist aber eine Herzige, und ich sagte es ihr.

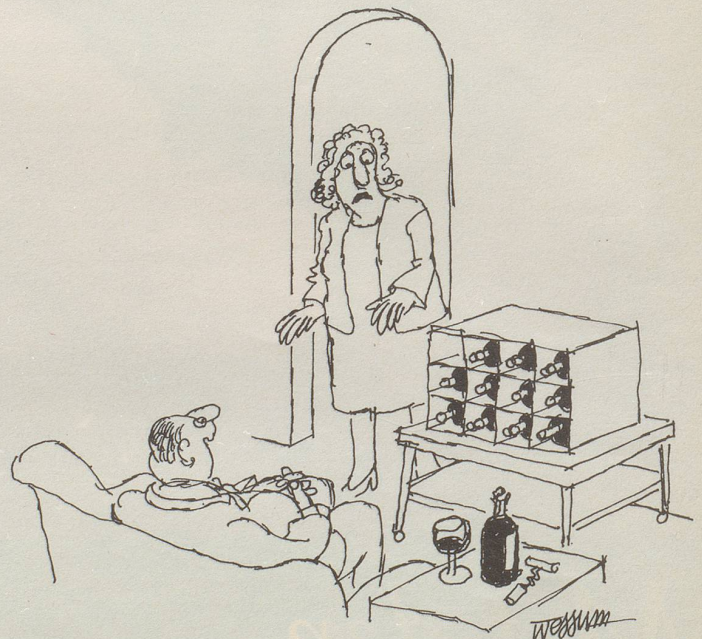
Ich bin also gross und empfinde das ab sofort als Hilfe in allen Lebenslagen. Letztlich verlor ich zum Beispiel meinen Schlüsselbund und fühlte mich darob kein bisschen verärgert, sondern «grand», weil gross. Auch ein verpasster Zug bringt mich nicht mehr in Schwierigkeiten; ich kompensiere solche Lappalien jetzt spielend mit der endlich bewussten Körpergrösse von 172 cm. Und Glyzinien, Wurm und Schnecken fallen sowieso aus Abschied und Traktanden, da im Vergleich zu mir viel zu klein.

Zwar beschert mir mein gepriesener langer Rücken manchmal ein liebliches Leiden mit dem schönen, an italienische Opern gemahnenden Namen Lumbago. Seit ich aber weiss, wie günstig die allmächtigen Gene meine Grösse beeinflusst haben, verschwende ich an diesen Star kein einziges Heublumensäckli mehr, sondern nur noch biologisch-dynamisches Selbstwertgefühl. Zweifellos lassen sich auch Geldstreitigkeiten und Liebeskummer mit richtig eingesetzter Körpergrösse beseitigen. Nur kann ich hier leider nicht aus dem Born reicher Erfahrung schöpfen, da zum Glück gegenwärtig ohne.

Anderer Frauen haben statt 172 Zentimeter vielleicht hinreissend schöne Hände, ein Lächeln wie Mona Lisa oder einen delikaten Schwanenhals. Ich bin nämlich unterdessen ein bisschen ins Missionieren geraten und möchte alle, die es eventuell noch nicht gewahr geworden sind, auf ihre verborgenen, echten Lebenshilfen aufmerksam machen.

Kürzlich erwiderte ich einer Frau, die mir die grossen Schulprobleme ihrer Kinder darlegte, trostvoll: «Ja, aber dafür hast du so schöne blaue Augen.» Ich weiss gar nicht, wieso die Gute mir dann abrupt und undeutlich murrend den Rücken zuwandte. Dabei sagte ich die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit. – Habe ich wieder etwas falsch gemacht?

Tessa Daenzer



«Ich habe den Fernsehapparat verkauft!»

## Der Baum

Unser Garten in Morondava: Sand, Sand und Sand, vermischt mit Dreck. Ein Paradies für Michi, unsern Buben, der immer wieder Löcher graben muss, stunden-, tagelang an der prallen Sonne. Sie scheint ihm nichts anzuhaben. Nach ungefähr einem halben Meter Tiefe wird der Sand wunderbar weiss und fein. Weiter oben ist er vermischt mit vertrockneten Blattkrümchen, daher fast erdbraun. Erstaunlicherweise

wachsen nämlich noch Bäume im Hof: Zwei davon sind schon uralt und wohl auch morsch und gefährlich. Für mich aber sind sie ein Schatz, den es zu hüten gilt um jeden Preis: Ein Restchen Grün, Nahrung für mein unterschwelliges Heimweh. Ein Baum, der alte Kili, steht dicht hinter unserm Haus. Der andere – er trägt hie und da Früchte, eine Art kleine, etwa kirschgrosse Äpfel – spendet der Hütte unseres Gardien (Wächters) wohlthuenden Schatten. Diesen mächtigen Baum habe ich besonders gern. Seine

weit ausladenden Äste reichen über das Hüttendach wie ein Sonnenschirm. Für mich ist er ein Symbol des Überlebens (er steht auf Sand!), der Harmonie, der Kraft, ich möchte beinahe sagen: des Erfolgs. Mein Baum.

Als ich eines Abends von der Schule nach Hause komme, steht mein Baum verkrüppelt da, die rechte Seite abgehackt, weg der Sonnenschirm über dem Hüttendach! Unter der lebenden Ruine steht unser Gardien, das Beil in der Hand, eifrig mit dem Abholzen der Äste beschäftigt. Meine ohnmächtige Wut ergiesst sich zuerst über Martin, meinen Hausmann; «Warum hast du das nicht verhindert? Wie konntest du nur ... Das darf ja nicht wahr sein!» Aber es ist, und zuerst mache ich mir mit einem Heulkampf Luft. Dann regt sich der Herrenmensch: «Schliesslich haben wir Haus und Hof gemietet. Der Gardien ist von uns angestellt. (Dass er schon viel länger als wir da wohnt und praktisch zum Inventar gehört, will ich in diesem Moment nicht wahrhaben.) Er hat zu tun und zu lassen, was wir anordnen. Eine unerhörte Frechheit, ohne uns zu fragen.» Zuerst will ich meinen Mann anstellen (das alte Klischee), aber er weigert sich, dem würdigen Grossvater die Kappe zu waschen. Da gehe ich zu ihm.

Ich hätte es besser bleiben lassen. (Dass der Baum morsch war und der überhängende Ast eine Gefahr für die Hütte, hatte ich eigentlich längst gewusst.) Der zweite angeschlagene Baum war nach meinem Erguss nicht etwa der Gardien, sondern ich. Ein kleines, verächtliches Lächeln in den Mundwinkeln, wann immer er mich sah und höflich grüsste – sonst richtete er von da an kein einziges Wort mehr an mich – machte mir täglich neu bewusst, wie wenig mein emanzipiertes Feuergefecht zur Völkerverständigung beigetragen hatte.

Übrigens: Wie lange der Gardien mit dem so beschafften Feuerholz gratis gekocht hat, weiss ich nicht. Einen Teil hat er vermutlich verkauft; am Meer ist Brennholz Mangelware.

Marianne Egger

## Es gibt nichts, das es nicht gibt!

Stimmt! Es soll nämlich in absehbarer Zeit auf den Bauernhöfen auch Computer geben. Vorläufig werden die Testprogramme einer Luzerner Firma bei einigen auserwählten Landwirten ausprobiert.

Das gibt mir zu denken. Von einem Kommandopult aus mischt der Bauer mit Knopfdruck, Lämpchen und Ventilen das Futter, lässt es dann der Lise und dem Vroni in den Futtertrog rieseln und wünscht ihnen, weit entfernt vom Kuhstall, «en Gueete».

Der grösste Teil der Stallarbeit soll künftig automatisch erledigt werden. Ob das Chueli nicht zwäng ist oder sonst muderet, merkt der Bauer erst später, denke ich mir. Ist auch egal! Die braven Chueli wissen auch gar nicht mehr, dass es Muni gibt. Sie werden künstlich besamt. Tierquälerei ist das natürlich nicht, geht doch dabei alles human und gescheit zu! Dass viele, viele Kühe nie eine grüne Wiese und den Sonnenschein sehen, weil sie der Arbeitersparnis wegen tagaus, tagein im Stall stehen, stimmt mich ein wenig traurig. Nie werden sie auf die Wiese getrieben, ihr Weg führt höchstens bis zum Brunnentrog vor dem Stall, wo sie sich vollau-



fen lassen, bevor sie in den Stall zurückkehren.

Tierliebe kann zur Streitfrage werden oder übertrieben wirken. Aber: Ob ein Chueli nicht ein wenig Freude empfindet, wenn der Bauer in den Stall kommt, ihm einen sanften Täscher auf die Flanke gibt und ein paar Worte brummt, während er den Stall ausmistet? Solche Freundlichkeiten fallen natürlich bald weg: der

Computer kann sie nicht äussern.

Was würde wohl Jeremias Gotthelf dazu sagen? Er müsste seine Bücher umschreiben, denn eine «Käseri in der Vefreude» wäre nicht mehr «in»! Über Schulbücher der Primarschulen weiss ich nicht Bescheid, doch ich kann mir denken, dass auch sie heute nicht mehr zeitgemäss sind. Eben: Es gibt nichts, das es nicht gibt!

Irene Haller

## Echo aus dem Leserkreis

### Grund für Ängste

(Nebelpaltes Nr. 17)

Hedy Gerber hat vielen Alten aus dem Herzen gesprochen. Manche von ihnen scheuen den Weg in ein Spital oder Altersheim. Sie möchten die eventuell letzten Lebensmonate in Frieden verbringen. Sie haben Angst vor dem Ungewissen. Viele hatten ein hartes Leben, haben stets ihre Pflicht erfüllt. Sie müssen vor dem Tode keine Angst haben, möchten nur noch in Ruhe ins andere Leben hinübergehen. Wünschen auch keine Sterbegleitung; manche mussten ja das Leben auch allein meistern. Die paar Wochen, um die man mit ärztlicher Kunst das Leben verlängert, sind oft alles andere als lebenswert. Einmal kommt ja für jeden die Stunde, in der er mit sich abrechnen muss. Aber die Spitäler haben teure Maschinen, die amortisiert werden müssen. Die chemischen Fabriken müssen die neuen Präparate nicht nur am Tier, sondern auch am Menschen ausprobieren. – Wer eignet sich da besser als alte Menschen, die oft niemanden mehr haben, nicht mehr selber disponieren können? Sie sind hilflos; bei ihnen kann nicht mehr viel passieren. Welche Wirkung das alles hat, vermag niemand zu kontrollieren. Bald sterben jene Menschen ja doch. Dass all das die Krankheitskosten in die Höhe treibt, darüber schweigt man. Hauptsache, jemand kann profitieren davon!

Ich habe erlebt, wie man angesichts des Todes in Spitälern noch vom Menschen profitieren wollte. Da setzte man zum Beispiel bei einer Verwandten, die bereits klinisch tot war, alles daran, ihr Herz wieder zum Schlagen zu bringen, obwohl das Leben ein einziger grausamer Schmerz war. Die Frau war nie mehr so recht bei Bewusstsein, aber man pflanzte ihr einen Schrittmacher ein! Sie lebte dann noch ein paar Tage weiter. Die Tochter hatte vernommen, die jungen Ärzte müssten eben auch

lernen. Bezahlt hat nicht der «Lehrhub», bezahlt haben die Angehörigen, und zwar 9000 Franken. Da sträuben sich eben viele; sie wollen den Hinterlassenen keine unnötigen Kosten verursachen.

Ein anderer Grund dafür, dass viele Angst vor dem Ungewissen haben, sind unsere Religionsstunden. Vor rund 50 Jahren predigte man uns nur von der Hölle und vom Fegefeuer; den Teufel malte man an die Wand. Vielen ist die Angst geblieben, sie hätten etwas falsch gemacht. Von der Güte Gottes hörte man damals wenig. Im Gegensatz zu heute, wo es ja praktisch keine Sünden mehr gibt!

Viele Rentner fürchten sich auch vor den hohen Kosten der Heime. Sie vermissen die Gemütlichkeit, alles ist zu steril. Da wursteln sie lieber noch, solange es geht!

Hedi S.

### Der kleine Unterschied

(Nebelpaltes Nr. 19)

Liebe Marianne Ludwig  
Ich fühle mich Ihnen verwandt: Wie ich putzen Sie nur an schönen Tagen. In Ihrem Büchergestell stehen dieselben Bücher. Sie lieben Christa Wolf mehr als Hildegard Knef. Sie machen sich Gedanken über sich wandelnde Lesegewohnheiten, über heute und morgen.

In einem aber unterscheiden wir uns vollständig: Meine Spinnen sind Achtbeiner!

Mit freundlichen Grüßen Ihre

Eva Vögeli

### Ohne Chemie

(Nebelpaltes Nr. 19)

Liebe Elfi

Nur zu gut weiss ich, wie schwer es einem fällt, den niedlichen Mäuschen den Garau zu machen. Mein Ältester hat ein Mäuschen sogar gehegt und gepflegt, das sich in unserem Kellerschacht eingenistet hatte. Zum Ärger meines Schwiegervaters gab er ihm jeden Tag zu fressen. Wir nannten es Anneli und hatten trotz allem unsere Freude an ihm.

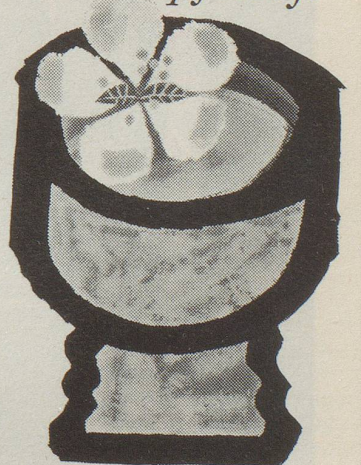
Um die Mäuse zu vertreiben, ohne

ihnen weh zu tun, gibt es eine ganz einfache Methode. Man legt überall Thuja-Zweiglein. Sollten Sie keine haben, sende ich Ihnen gerne eine Schachtel voll. Oder man stellt bei den vermuteten Schlupflöchern ein Joghurtglas auf und füllt es mit gewöhnlichem Essig. Diese Gerüche lieben die kleinen Tiere gar nicht. Sie suchen sich ein anderes Zuhause. Alles ohne Chemie, was ja so wichtig ist.

Gutes Gelingen wünscht Ihnen

Hedi S.

## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**  
bsunders guet